



**CONRAD HINRICH DONNER**

PRIVATBANK SEIT 1798

**DONNER'sTALK**

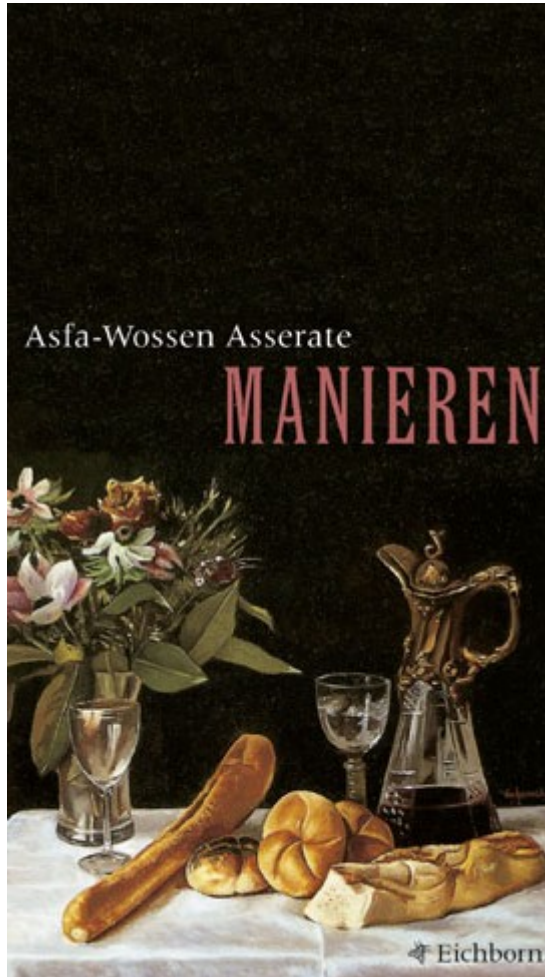
**"MANIEREN"**

VORTRAG UND  
BUCHAUTORS

**DR. PRINZ ASFA-  
ASSERATE**

ANLÄSSLICH EINER  
VERANSTALTUNG IN

CONRAD HINRICH



LESUNG DES

**WOSSEN**

ABEND-  
DER

DONNER BANK AG

AM DONNERSTAG, DEM 11. DEZEMBER 2003 UND DEM 08. JANUAR 2004

Sehr geehrter Dr. Prinz Asserate,  
sehr verehrte Gäste,

im Namen der Conrad Hinrich Donner Bank möchte ich Sie ganz herzlich in unserem Hause willkommen heißen.

Gutes Benehmen ist wieder gefragt – anders können wir uns die enorme Zusagenquote zu unserem heutigen DONNER'STALK in der hektischen Vorweihnachtszeit nicht erklären. So mussten wir die Veranstaltung sogar aufteilen und danken Ihnen, Prinz Asserate, an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich, dass Sie sich bereiterklärt haben, Anfang Januar ein weiteres Mal nach Hamburg zu kommen. Mit zu dem großen Zuspruch beigetragen haben sicher die vielen positiven Berichterstattungen und Kritiken über Ihren neuen Bestseller „Manieren!“, die seit dem Versand unserer Einladung in zahlreichen Zeitungen erschienen sind. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ bringt seit einigen Wochen Vorabdrucke und erhält begeisterte Leserbriefe. In der letzten Woche erhielten Sie den Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert Bosch Stiftung für das Jahr 2004 mit einer Preissumme von 15 000 Euro. Zu dieser besonderen Auszeichnung möchten wir Ihnen ganz herzlich gratulieren. Bei aller Bescheidenheit können wir, glaube ich, stolz sein auf unser gutes Timing bei der Auswahl des Referenten.

Was steckt hinter dem Erfolgsgeheimnis dieses Buches? Ist es das Exotische, das der Autor selbst ausstrahlt? Wohl nur zum Teil: Dr. Asfa-Wossen Asserate, Prinz von Äthiopien, ist Großneffe des letzten Kaisers Haile Selassie. An diesem Hofe war sein Vater einer der bedeutendsten Ratgeber des Kaisers. Die Revolution in Äthiopien und die Ermordung von Vater und Onkel erlebte Prinz Asserate in London und Frankfurt, wo er studierte. Seit den 70er Jahren lebt er in Deutschland und ist heute als Unternehmensberater und Buchautor tätig. Damit zwar längst eingebürgert, hat er doch den Blick aus einem anderen Winkel dieser Erde, aus einem anderen Kulturkreis auf die „besseren europäischen Verhältnisse“. Das macht ihn vor allem unabhängig: in seinen Anschauungen und in seinem Urteil über ein Thema, das uns von Kindesbeinen an im tiefsten Inneren berührt. Verbinden wir doch mit dem Wort „Manieren“ meist Anstandspauken von Vätern, Müttern,

Lehrern oder sonstigen Respektpersonen à la „Hast Du keine Manieren?“, „Dir werde ich die Manieren schon noch beibringen!“.

So erwartet manch einer, der nur den Buchtitel kennt, ein „Manual of Manners“, eine Betriebsanleitung für Etikette. Wer sie sucht, wird enttäuscht. Stattdessen wurden wir – mit Verlaub - 35 Jahre lang von Prinz Asserate beschattet und minutiös beobachtet. Daraus entstand eine feinfühlig, in einen sehr persönlichen Stil verpackte, und dabei auch noch amüsante und originelle Kulturgeschichte und soziologische Betrachtung des Umgangs im zwischenmenschlichen Miteinander in unseren Breiten. Sein Buch erinnert in soweit an seinen Vorgänger Adolph Freiherr Knigge, der zu Zeiten unseres Firmengründers, Conrad Hinrich Donner, im ausgehenden 18. Jahrhundert das Buch „Über den Umgang mit Menschen“ schrieb. Jeder kennt ihn, kaum einer hat ihn gelesen. Dies ist bei Prinz Asserate anders. Sein Verleger, Hans Magnus Enzensberger, freut sich: die erste Auflage ist verkauft, die zweite im Handel.

Herzlichen Dank, Prinz Asserate, dass wir Sie heute Abend hier im Hause der Conrad Hinrich Donner Bank begrüßen dürfen. Wir sind nun alle sehr neugierig auf Ihre Ausführungen, wie Sie Manieren definieren und warum sie so wichtig sind; dies zusätzlich belegt durch einige Leseproben aus Ihrem neuen Buch.

Sollte Sie nun an dem Buch Geschmack gefunden haben, können Sie es – zumindest so lange der Vorrat reicht – von Prinz Asserate handsigniert bei der Buchhandlung Felix Jud am Neuen Wall bestellen oder dort direkt erwerben. Am Ausgang finden Sie ein entsprechendes Formular mit allen wesentlichen Angaben. Vielleicht finden Sie ja über die Feiertage ein paar Mußestunden, um in dem Buch von Prinz Asserate Interessantes zu entdecken. Manch einem kann man zu Weihnachten auch eine kleine Freude machen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

## Diskretion & Understatement

»Alter, Vermögen, häusliche Not, Liebeserlebnis, Geheimnis und Plan, eigene Schande und eigener Futz – darüber schweigt der Verständige still.« Aus dem Sukasaptati, ca. 1000 n.Chr.

Die Diskretion ist die gesellschaftliche Fortentwicklung des Schamgefühls und war als solche in den mit den Wissenschaften spielenden Revolutionsmilieus der Universitäten etwas ganz Schlimmes. Überall in Europa stammten die jugendlichen Aufbegehrer aus vorwiegend bürgerlichen Häusern und hatten dort, was das Schämen angeht, noch einen schwachen Abglanz von der Herrschaft der Scham im neun zehnten Jahrhundert erfahren. Nachdem das Bürgertum über die Aristokratie gesiegt hatte, war der Bereich dessen, was das Schamgefühl berührte, schier bis an die Grenzen des Möglichen erweitert worden. Man macht sich natürlich völlig falsche Vorstellungen von dieser Zeit, wenn man glaubt, daß diese Überdehnung des Schambegriffs irgendjemanden daran gehindert hätte, zu tun, wonach ihn verlangte, aber ein wirklicher Konsensus herrschte doch in der Überzeugung, daß eine Fülle von Dingen in strikter Verborgenheit zu geschehen hatten und jedenfalls nicht erörtert werden durften. Schon das Wort »Bauch« war problematisch, auch in England, man sollte lieber »Magen« sagen, was in England zum Glück ein medizinisch klingendes Fremdwort war. Den ängstlich jeden Quadratzentimeter ihrer Haut bedeckenden Europäerinnen wurden die nackt gehenden Wilden in ihrer »heidnischen Schamlosigkeit« von Künstlern und Philosophen als Zeugen paradiesischer Unschuld vorgehalten (obwohl ebendiese Europäerin, wenn sie zu einem Ball bei Hof ging, dazu verpflichtet war, mit einem Riesendécolleté weit mehr von ihren Brüsten zu zeigen, als gewagte Abendkleider der Gegenwart das tun). Inzwischen haben die Ethnologen den paradiesischen Charme der Tropen entzaubert – »Traurige Tropen« heißt das Stichwort angesichts einer Vielzahl drohender und belastender Tabus in den »steinzeitlich« gebliebenen Gesellschaften, die sich allerdings nicht unbedingt, oder in anderer Weise, auf die Geschlechtsorgane und die Notdurft erstrecken. Das Schamgefühl ist als eine dem Menschen auch ohne Erziehung eigene seelische Regung erkannt worden, wobei die Erziehung allerdings die Richtung, die das

Schamgefühl nimmt, beeinflussen kann. Die Berücksichtigung des eigenen und fremden Schamgefühls ist deshalb unauffällig sogar in die akademischen Kreise zurückgekehrt, wobei nicht wenige dort anknüpften, wo sie die Diskretion einst hatten verlassen wollen, aber auch das entspricht vielleicht einer gewissen Notwendigkeit. Was als peinlich, allzu direkt, allzu bedrängend körperlich empfunden wird, ist stets das, was allen gemeinsam ist. Mit der Logik ist diesem Impuls nicht beizukommen. Zu meiner Zeit in Cambridge zeigte man mir eine Stelle am Fluß, die ein wenig verborgen war; die Professoren pflegten hier nackt zu baden. Eines Tages, die Geschichte spielt vor dem Zweiten Weltkrieg, habe ich dem vollbesetzten Strand ein Boot voll Studentinnen genähert, und alle Professoren eilig zu Handtüchern, um ihre Blöße zu bedecken. Nur der Professor für Logik und Mathematik wand sich sein Handtuch um den Kopf und sagte strahlend, als die Gefahr vorüber war: »Gentlemen, mich jedenfalls erkennt man an meinem Gesicht.«

Nein, nicht das Individuelle ist das Pudendum, sondern das Allgemeine. Das Schamgefühl wendet sich gegen die animalische Seite der Existenz, das Interfaeces-et-urinas-Geboren-Sein. Wer auf den Stufen am Rande eines Sees einmal armen indischen Frauen beim Baden zugesehen hat, die sich dabei in vollendet eingeübten Bewegungen stets neu mit nassen Tüchern umwinden und umwickeln und die schließlich trocken dasitzen, ohne daß man viel mehr als ihre nackten Arme gesehen hätte, versteht, daß es ein Bedürfnis geben muß, den eigenen Körper nicht in der Masse der Menschen aufgehen zu lassen und wenigstens unter dem Zelt des eigenen Gewandes allein und von den anderen getrennt zu sein. Worüber dann im einzelnen der Schleier gelegt wird, ist Frucht der jeweiligen Kultur und Ritual. In Bengalen ist es zum Beispiel unpassend, die eigene Frau »meine Frau« zu nennen; man spricht dort von »der Nichte meiner Tante«. Türken mögen es nicht, wenn die Kinder sehen, daß die Eltern sich küssen; alle Zärtlichkeiten zwischen Eheleuten haben in Gesellschaft von Familienmitgliedern zu unterbleiben. Uns äthiopischen Christen ist in der Osterwoche der eheliche Verkehr verboten; wer dagegen verstößt, sagt in der Beichte: »Ich bin aus dem Bett gefallen.« In den Vereinigten Staaten hört man ohne weiteres die Frage: »Wieviel verdienen Sie?«; oder: »Wie viele Units haben Sie?« (eine Unit ist

gleich 100 Millionen Dollar) – eine Frage, die in Europa (erstaunlicherweise) immer noch mehr oder weniger entgeistert zurückgewiesen würde; ich habe sie in über fünfunddreißig Jahren noch nicht ein einziges Mal stellen hören. Ist es nicht bezeichnend, wie nah für die bürgerlichen Europäer das Geld an die Schamteile herangerückt ist? Das Eingeständnis, nicht eine einzige »Unit« auf die Waage zu bringen, gäbe ihnen das unerfreuliche Gefühl, ohne Hosen in gesitteter Gesellschaft zu stehen. Das Fragen ist generell eines der schwierigsten Unterfangen auf dem Felde der Diskretion. In seiner amüsanten Manier, das Pferd stets von hinten aufzuzäumen – oder an anderen durchaus unerwarteten Stellen –, hat Oscar Wilde zwar dekretiert, Fragen seien nie indiskret – Antworten hingegen bisweilen, aber das ist nur ein schwacher Trost, wenn das Kind bereits in den Brunnen gefallen ist. Wer einen anderen in der Konversation in die Lage gebracht hat, die Antwort verweigern zu müssen, hat gegen die Diskretion schwer gesündigt. Generell gilt, daß alles, was die Lebensumstände und Gewohnheiten des anderen betritt, freiwillig und unsolliziert mitgeteilt werden muß. Wir sind weder die Untersuchungsrichter noch die Psychoanalytiker unserer Tischnachbarn. Auch wenn die Fragen sich im diskreten Rahmen halten, kann ein Gespräch, das den Charakter eines Interviews annimmt, sehr lästig sein. Ich rechne jede gesellschaftliche Begegnung zu den gelungenen, bei der ich nicht nach meinem Beruf gefragt worden bin. Künstler lieben die Frage: »Können Sie denn davon leben?« Schön ist auch: »Ach, das ist Ihre Frau? Das letzte Mal habe ich Sie doch mit jemand ganz anderem gesehen!« Wirte vor allem sollten sich in der hohen Kunst des Nichtwiedererkennens üben, die bei ihnen noch vor der ebenso nützlichen Kunst des Wiedererkennens rangiert. Die zutrauliche Frage »Dasselbe wie gestern?« kann unerfreuliche Folgen haben, wenn die Konstellation, in der man sich befindet, nicht dieselbe wie gestern ist. Nicht fragen, was immer man Auffälliges und Seltsames bemerkt, ist die Generalregel. Daß sie auch Ausnahmen kennt, beweist in dem Gründungsmythos der europäischen Ritterlichkeit, der Gralserzählung, eine Schlüsselszene. Der junge Parzival gelangt auf seiner schweifenden Fahrt zur Gralsburg und darf dort am Mahl der Gralsritter teilnehmen. Bei diesem Mahl begegnen ihm befremdliche Dinge: Eine Lanze wird hereingetragen, des gleichen ein Kelch, und der

krankte König des Grals, Amfortas, und seine Ritter brechen in Wehe-Rufe aus. Parzival, der eine ritterliche Erziehung genossen hat, verharrt in perfekter Diskretion und schweigt zu allem, was er sieht. Und gerade das ist sein schwerer Fehler: Seine Frage hätte den unheilvollen Bann, der über Munsalvaesche liegt, gebrochen. Die Diskretion war etwas Selbstverständliches, aber zu einem vollendet ausgebildeten Menschen gehörte noch mehr: das Mitleid. Das Mitleid setzt der Diskretion eine Grenze – intelligent muß das Mitleid allerdings sein, wenn es dieses Privileg genießen soll, denn das dumme Gefühl kann auch beachtlichen Schaden anrichten.

Die Körperausscheidungen, die Jesus in seiner Rede über das Händewaschen vor dem Essen so einfach und klar beim Namen nennt, sind in Europa gleichfalls von sprachlichen Schleiern umgeben. Es gibt für den Ort, an dem sie vor genommen werden, noch nicht einmal eine gesellschaftlich und literarisch eindeutige und unverstellte Bezeichnung. Bei Goethe heißt dieser Ort noch »das Scheißhaus«, später werden die Bezeichnungen dann immer gewundener. Die »Toilette« ist trotz ihrer Aektiertheit sehr populär geworden; benannt nach den Ankleidezimmern, in denen die Wäsche, »les toiles«, aufbewahrt wurde und zugleich oft auch der Leibstuhl stand. Schon heute verstehen junge Leute oft nicht, was »Toilette machen« eigentlich heißt, nämlich »sich schön machen, sich für einen Abend festlich anziehen« und jedenfalls nicht: »in die Toilette machen«. Das »Klo« als Abkürzung des englischen »water closet« ist ein wenig plump und roh, obwohl es doch ein Kunstwort aus einer anderen Sprache ist, aber deswegen eben auch weniger geziert als die Toilette. Der meist eindeutig gemeinte Wunsch, »sich die Hände waschen zu dürfen«, kann immerhin mißverstanden werden. In England wurde die Frage »Where can I powder my nose?« schon in meiner Studentenzeit eigentlich nur von Männern in scherzhafter Absicht gebraucht und sollte jetzt nicht einmal in dieser Absicht mehr fallen. In Italien sucht man selbst in einer schlichten Trattoria, in der man kein Bad zu nehmen gedenkt, »il bagno« auf. In Österreich spricht man gerade auch in der Schönen Welt vom »Häusel«, eine schein ländliche, aber doch entspannte, unaufgeregte und vor allem nicht beklommen-fremdsprachliche Lösung des Problems.

Die Anschauungen, wie weit das eigene Geschlechtsleben Thema von Konfessionen in Gesell-

schaft werden kann, sind ins Wanken geraten, seitdem amerikanische Psychoanalytiker an den Küsten der Vereinigten Staaten jedenfalls bei den Damen der Gesellschaft die Rolle einnehmen, die bei den entsprechenden französischen Damen des achtzehnten Jahrhunderts ein unterhaltsamer, konversationserfahrener Herr Abbé spielte. Unversehens kann man beim und nach dem Abendessen jetzt erstaunliche Details zu hören bekommen. Und immer ist es noch so, daß die übrige Gesellschaft sich dann in Verlegenheit windet, es sei denn, die Bosheit siegt und stachelt den Bekenntnisdrang noch weiter an. Es gehört zu den Begleiterscheinungen des diskreten Menschen, daß ihm gegeben ist, sich für die Entgleisungen anderer ebenso heftig zu schämen wie für die eigenen. Wie oft habe ich bei Entgleisungen anderer heimlich gefleht, der Boden möge sich öffnen und das gesamte Eßzimmer verschlingen oder der Kronleuchter möge mit voller Wucht auf die Tafel stürzen, nur um das unberatene und hemmungslose Geschwätz zu beenden. Es mag zutiefst ungerecht sein, aber ich habe bisher immer fest gestellt, daß in Gesellschaft der Bericht sexueller Erfolge, die doch in den meisten Fällen gar nicht ausgeschlossen sein müssen, keineswegs geglaubt wird; der Indiskrete steht dann auch noch als Erfinder da und ahnt nicht, mit welcher Art von Neugier man ihm lauscht. Auch Casanova wurde in Gesellschaft vor allem gebeten, seine Flucht aus den venezianischen Bleikammern zum besten zu geben; den Rest las man lieber. Angst gehörte lange Zeit zu den Pudenda, da sie gleichfalls etwas Allgemeines ist – hinter den vielen Ängsten, die uns befallen, lauert im Kern immer nur die eine, die Todesangst, und die betritt bekanntlich jeden. Die Überwindung der Todesangst hat ihre Wurzeln in der Scham und der Diskretion, wächst als moralische Leistung allerdings weit über diesen Ursprung hinaus. Ich habe die volle Bedeutung dieses Geschenks an die andern als zwölfjähriger Bub während des Staatsstreiches in Äthiopien im Jahre 1974 selbst ermessen dürfen, aber das ist nichts im Vergleich zu dem, was meine Brüder durchgemacht haben, als sie während der Mengistu-Diktatur im Keller des Menilek-Palastes eingekerkert waren. In regelmäßigen Abständen wurde nach unerfindlichen Gesichtspunkten einer herausgeholt, der nicht mehr wiederkommen sollte. Die Gelassenheit und äußere Ruhe dieser Menschen, viele davon Familienmitglieder, denen in Wahrheit das Blut in den

Adern stockte, vermittelte ihnen ein unbegreifliches Gefühl von Sicherheit. Keiner der Gefangenen gestattete sich die allzu verzeihliche Verzweiflung und Panik. Ich bin mir darüber im klaren, daß eine solche Haltung von niemandem verlangt werden kann; wenn man sie aber erleben darf, wächst die Bewunderung für eine bis zum Ende die Existenz geprägt habende Form zum äußersten. Im Grunde verhält es sich mit der Diskretion wie mit der Literatur. Von dem, was wir alle sowieso genau wissen, wollen wir in einer guten Erzählung durch kleine Hinweise und das Mittel des *pars pro toto* unterrichtet werden, weil wir uns den Rest schon selber ergänzen können. Was in der Diskretion verborgen wird, ist das Oensichtliche, Allzuvertraute. Das Allervertrauteste aber sind wir uns selbst. Im Gegensatz zu allen anderen schat diese Vertrautheit uns keine Langeweile, sondern ergötzt uns täglich neu. Was soll man groß darum herumreden: Wir sind die einzige Person auf der Welt, die uns interessiert. Jeder, der couragiert in sich hineinhorcht, weiß das von sich und weiß auch, wie scharf er damit zu den simpelsten Geboten der Moral im Gegensatz steht. Unser Selbstinteresse ist schrankenlos, aber es ist uns auch peinlich. Wir fühlen in uns den Drang, es vor den anderen zu verbergen, es ist eben auch, da ein allgemeines Laster, ein Pudendum. Aus dem Schamgefühl über die Maßlosigkeit unserer Eigenliebe ist das gesellschaftliche Prinzip der Untertreibung erwachsen, das die Engländer als *Understatement* in einem Maße für sich in Anspruch nehmen, das ich gelinde gesagt nicht mehr *understated*, sondern *exaggerated* finde. Die Untertreibung ist internationales Prinzip. Sprachlich untertreiben die Engländer übrigens besonders wenig: In englischen Erzählungen über Theaterabende, Ferien in Frankreich, Bücher und Geschäfte häufen sich nicht eigentlich untertreibende Vokabeln wie »brillant, superb, splendid, magnificent, marvellous, tremendous und terrific«. Nur wenn es von irgendwelchen Leuten heißt, sie besäßen »a very nice house«, hat man zu verstehen, daß es sich um einen von Inigo Jones errichteten Palast mit einem van Dyck im Drawingroom handelt. Hochmeister in dem durchsichtigen und doch so angenehmen und der sozialen Hygiene so förderlichen Spiel, die eigenen Umstände herunterzuspielen, sind ohne Zweifel die Chinesen und Japaner. Ich weiß nicht, ob japanische Einladungen wirklich so aussehen, wie es mir ein langjähriger Japan-Korrespondent, der aber

keine rechte Liebe zu Japan entwickelt hatte, aufzubinden versucht hat: »Ich erlaube mir, Sie zu mir in meine erbärmliche Hütte einzuladen, wo meine Frau, die schlampige Vettel, Ihnen ein für Sie vermutlich un genießbares Mahl bereiten wird« – aber wenn er damit sagen wollte, daß weitreichende Demutsgesten bei solchen Gelegenheiten angemessen seien, darf ich ihm gewiß vertrauen. Aus dem Neapel des achtzehnten Jahrhunderts ist folgender Dialog zwischen zwei guten Bürgern, die allerdings vom berausenden Getränk spanischen Hochmuts und spanischer Phantastik genossen haben müssen, überliefert: »Ich empfehle mich Ihnen als der letzte Knopf am letzten Rock Ihres letzten Lakaien!« Und die Antwort, die die unmittelbare Verflochtenheit des Understatements mit dem Overstatement, der nur mit Gewalt verhinderten, aber auf der Zunge schon parat liegenden Prahlerei, besonders schön zeigt: »Signore, der letzte Knopf an der letzten Livree meines letzten Lakaien ist ein Diamant!«

Im Untertreibungston der Gegenwart wird eine lebens gefährliche Operation, die man soeben hinter sich gebracht hat, »eine lästige Sache«, das rauschende Fest, das man gegeben hat, »ein netter Abend«, der große geschäftliche Coup »recht zufriedenstellend fürs erste«. Der angelsächsische Geschmack hat darin gesiegt, daß weltläufige Leute sich nun dauernd verpflichtet fühlen, besonders die komischen oder gar lächerlichen Seiten der eigenen Erlebnisse und die unrühmliche und groteske Rolle, die man darin gespielt hat, hervorzukehren. Von ihrer Natur her ernsthafte Ereignisse wie etwa Krönungen müssen als »wahnsinnig komisch« dargestellt werden. Soziales Vorbild scheint hier der Typus des Fernseh-Conferenciers zu sein, der von voraussehlendem mechanischem Gelächter bereits begrüßt wird, wenn er noch gar nicht den Mund aufgetan hat. Niemals war das Understatement so künstlich wie in der Gegenwart, wo sich Wirtschaftsbesse in launigen Reden als trotteliges Opfer von Slapstick-Unfällen geben, Politiker mit Schiebermützchen Kinderstolz über gebrochene eigene Rekorde beim Marathonlauf mimen, Bischöfe sich beim Abtrocknen photographieren lassen und Kriegsherren sich beim Stöckchenwerfen mit dem Hund auf dem Rasen erwischen lassen. Das Unterspielen muß heute immer auch noch mit einer gehörigen Prise Treuherzigkeit vermischt werden, die manchem so übel werden läßt, daß er sich nach den naiven Prahlerei-

en eines Miles gloriosus sehnt. Diskretion verbot früher Tränen in der Öffentlichkeit, jedenfalls von Männern. Da man Frauen das Weinen nicht vollends glaubte aber ziehen zu können, waren sie von der Teilnahme an Beerdigungen auch naher Verwandter absolviert, und eine nicht zu unterdrückende Träne der Witwe am Grab verbarg ein dichter Schleier. Diese Übertragung ästhetischer Prinzipien einer kleinen Gruppe stoischer antiker Philosophen auf eine gesamte Klasse, das Bürgertum, führte notgedrungen zu Maskenhaftigkeit und Starre – und zu dem genauen Gegenteil der Tränen, dem gefürchteten »fou rire« bei Beerdigungen, durch das sich die unterdrückten Gefühlsaufwallungen einen Notausgang bahnen.

Wie stark die Vermeidung des Weinens nicht nur eine willentliche Unterdrückung einer spontanen Regung, sondern eine wirklich kulturelle »zweite Natur« werden kann, habe ich als kleiner Junge in der Schule an einem japanischen Mitschüler, einem Diplomatensohn, erfahren dürfen. Heute noch, wo ich an europäischen und afrikanischen Kindern die Grenzen der Erziehung und ihrer Möglichkeiten gelegentlich allzu deutlich feststellen kann, staune ich über die Leistung, einem achtjährigen Jungen das Samurai-Ideal der vollständigen Selbstbeherrschung erfolgreich einzuprägen. Oder sollte jene Schule, die behauptet, die Erziehung bewirke über die Jahrhunderte genetische Veränderungen, doch recht haben? Wenn wir uns balgten und einer hinflieg und sich die Knie aufschlug, pflegten ich, meine Brüder und Freunde in eine entrüstete Heulerei auszubrechen. Ganz anders Toshiaki. Wenn er sich richtig weh getan hatte und blutete, in einem Maße, das bei uns ein sirenenartiges Wehgeschrei erzeugt hätte, setzte er sich auf seine Fersen, legte die Hände auf die Knie und versteinerte buchstäblich. Er war kaum imstande, der herbeigeeilten Lehrerin seine Verletzung zu zeigen, und antwortete auf keine Frage. Erst wenn der Schmerz überwunden war, löste sich die Verzauberung, in die er sich selbst versetzt hatte; er stand auf und benahm sich, als sei nichts gewesen. Daß heute auf europäischen Beerdigungen – mit Maßen – geweint wird, halte ich für einen Gewinn, obwohl die Menge der vergossenen Tränen niemals an eine äthiopische Beerdigung heranreichen wird, wo die Hinterbliebenen einen Wettstreit mit den von ihnen selbst engagierten Klageweibern und -männern aufnehmen müssen und dabei regelmäßig

unterliegen. Auch in der Politik sind Tränen ein immer beliebteres Mittel geworden. Bismarck blieb mit seinen erpresserischen Weinkrämpfen noch auf dem beschränkten Forum eines königlichen Arbeitszimmers, aber moderne Politiker schämen sich neuerdings ihrer Tränen auch vor laufenden Kameras nicht. Das öffentliche Weinen solcher Personen ist aber nicht etwa als bloße Lockerung der Disziplin, als Aufweichen der stift upper lip, zu sehen, sondern steht gleichfalls im Dienst einer in ihrer Äußerungsform allerdings neuartigen Form von Untertreibung: »Seht her, welch schlichter Mensch ich bin«, sagen solche Tränen, »die alte Oberschichts-Starrheit ist mir fremd; ich bin, trotz meiner Macht, immer einer von euch geblieben!« Ein mitteleuropäischer Staatspräsident, der besonders ein druckvoll weinen kann, fragte seinen Kabinettschef – und der hat's mir erzählt – nach einem Auftritt, den er mit seiner Erschütterung gewürzt hatte: »Ich war gut, nicht wahr? Wenn ich weine, ham's mich am liebsten.« Am wertesten, am Allerwertesten, wäre die richtige Antwort gewesen.

Zum Understatement gehört, daß etwas da ist, was herunterzuspielen sich lohnt. Wo kein Geld ist, lohnt es sich nicht, den armen Mann zu spielen. So ist denn das Jammern und Klagen über überzogene Konten und ruinöse Steuern und haushohe Internatsrechnungen und die Kosten für das Dachdecken – »Sie können sich vorstellen, was es kostet, dieses Dach zu decken, dafür bauen sich vernünftiger Leute als wir ein Haus!« – geradezu zum Abzeichen des Wohlstandes geworden. Deutsche Großgrundbesitzer – und die der anderen Länder – betragen sich wie chinesische Bauern, die bei einer guten Reisernte rufen: »Schlechter Reis! Schlechter Reis!«, damit die Dämonen getäuscht werden und meinen, ihr Zerstörungswerk sei schon getan. Einen vermeintlich wohlhabenden Mann, der nicht jammert, sollte sich der für die Kredite zuständige Sachbearbeiter der Bank genau ansehen – hier ist Gefahr im Verzug. Bei dieser Form des Understatements ist übrigens der eigentliche Bereich der Manieren schon verlassen. Hier geht es ja nicht mehr darum, die auf andere abstoßend wirkende und für einen selbst erniedrigende Egomane zu dämpfen, sondern dem Neid der anderen zu wehren, mit einer freilich besonders naiven Form der Schlauheit. Das moderne Leben ist unübersichtlich – reich ist nicht gleich reich. Die Mittel des Understatements müssen aber auf das Milieu,

auf das sie wirken sollen, exakt zugeschnitten sein, sonst hilft der ganze demütige Aufwand wenig. Marcel Proust hat ein solches mißglücktes Untertreibungsmanöver im ersten Band seiner Recherche geschildert. Da gerät der mondäne Dandy Swann auf den Spuren einer geliebten Frau in das Haus reicher, aber gesellschaftlich unsicherer Leute. Um der Frau willen ist er entschlossen, alles zu tun, um dort gute Aufnahme zu finden. Swann verkehrt normalerweise in den reaktionären Kreisen des Faubourg St. Germain, in denen man die Republik verachtet, und so kommt er sich denn geradezu selbstverleugnend und musterhaft bescheiden vor, als er den Verdurins erklärt, er trage seinen Frack, weil er von einem Essen beim Präsidenten im Élysée-Palast komme. Für die Verdurins hingegen steht der Präsident der Republik hoch oben auf der sozialen Leiter; und so bekommt Swanns erster Auftritt bei ihnen die denkbar schlechtesten Noten: er hat sich als das aufgeführt, was er tatsächlich am wenigsten ist – als Angeber. Ja, muß man zum Untertreiben denn ein Studium der Soziologie absolviert haben? Ich fürchte, ja.